

Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Verantwortlich: Julius Stieme, Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rausch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 10

Wiesbaden, den 14. März 1920

38. Jahrgang

Wochentafel

Sonntag, 14. März:	Matthäus
Montag, 15. März:	Pomplunus
Dienstag, 16. März:	Geribert
Mittwoch, 17. März:	Patric
Donnerstag, 18. März:	Gabriel
Freitag, 19. März:	Joseph
Sonntag, 20. März:	Eugen, Wolfram

Vierter Sonntag in der Fasten. Evangelium des hl. Johannes 6, 1—15.

In jener Zeit fuhr Jesus über das Galiläische Meer, an welchem die Stadt Tiberias liegt. Und es folgte ihm eine große Menge Volkes nach, weil sie die Wunder sahen, die er an den Kranken wirkte. Da ging Jesus auf den Berg und setzte sich daselbst mit seinen Jüngern nieder. Es war aber das Osterfest der Juden sehr nahe. Als nun Jesus die Augen aufhob und sah, daß eine sehr große Menge Volkes zu ihm gekommen sei, sprach er zu Philippus: Woher werden wir Brot kaufen, daß diese essen? Das sagte er aber, um ihn auf die Probe zu stellen; denn er wußte wohl, was er tun wollte. Philippus antwortete ihm: Brot für zweihundert Zehner ist nicht hinreichend für sie, daß jeder nur etwas wenig bekommen. Da sprach einer von seinen Jüngern, Andreas, der Bruder

des Simon Petrus: Es ist ein Knabe hier, der fünf Gerstenbrote und zwei Fische hat; allein was ist das unter so viele? Jesus aber sprach: Lasset die Leute sich setzen! Es war aber viel Gras an dem Orte. Da setzten sich die Männer, gegen fünftausend an der Zahl. Jesus aber nahm die Brote, und nachdem er gedankt hatte, teilte er sie denen aus, welche sich niedergesetzt; desgleichen auch von den Fischen, so viel sie wollten. Als sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die übriggebliebenen Stückerlein, damit sie nicht zu Grunde gehen. Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Stückerlein von den fünf Gerstenbrotchen, welche denen, die gegessen hatten, übriggeblieben waren. Da nun diese Menschen das Wunder sahen, welches Jesus gewirkt hatte, sprachen sie: Dieser ist wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommen soll! Als aber Jesus erkannte, daß sie kommen und ihn mit Gewalt nehmen würden, um ihn zum Könige zu machen, floh er abermals auf den Berg, er allein.

Gottes Trost und der Menschen Trost

Wir beten dich an, Herr Jesu Christe, und breiten dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst. Auch in deiner trübsten traurigsten Stunde bist du uns Lehrer und Meister, und wir sagen dir Dank, daß du uns gezeigt hast, wie wir die Traurigkeit bekämpfen sollen.

1. Was tut Jesus, als ihn in Bethsemane so unendliche Traurigkeit befallt? Zunächst offenbart er sich seinen drei bevorzugten Jüngern. „Meine Seele ist betrübt bis zum Tode.“ Das war das Bekenntnis Jesu. Warum teilt er den Zustand seiner Seele den Jüngern mit? Einmal, weil er diese zu Mitwissern des Geheimnisses der Todesangst machen wollte. Und dann auch aus einem rein menschlichen Grunde. Jesus war wahrer Gott und zugleich wahrer Mensch. Sein menschliches Herz teilte alle Bedürfnisse der menschlichen Natur. Die menschliche Natur hat aber das Bedürfnis, in Freude wie in Leid sich den anderen Menschen mitzuteilen, sich ihnen zu offenbaren. Denn geteilte Freude, doppelte Freude, und geteiltes Leid, halbes Leid. In dieser Mitteilung Jesu an seine Apostel liegt eine tiefe Erniedrigung. Jesus, der Sohn Gottes, Gott selber von Ewigkeit her, unendlich mächtig, unendlich selbständig und unabhängig, tut Schritte, um von seinen Geschöpfen Trost und Linderung zu empfangen! Freilich waren die Apostel nicht fähig, ihrem Herrn und Meister Linderung in den Leiden und Aufmunterung zu den bevorstehenden schweren Kämpfen zu bieten. Sie waren ja selber trostbedürftig, und tatsächlich hat sich der Heiland herabgelassen, ihnen Mut und Trost zuzusprechen. Die heilige Schrift erzählt denn auch nichts davon, daß vielleicht Petrus, der doch seinem Herrn so feurig ergeben war, oder der Lieblingsjünger Johannes den Versuch gemacht hätten, auf Jesus einzuwirken. Aber die Tatsache bleibt bestehen, daß der Schöpfer bei seinen Geschöpfen Trost sucht.

Mein Herr und mein Gott, ich danke dir für diese Erniedrigung. Wie armelig komme ich mir da vor, wenn ich mich schone, bei einem Untergebenen oder einem sonstigen niedriger

Siehenden einen Schritt zu tun, der mir eine kleine Verbeugung, eine geringe Kränkung einträgt. Ich habe doch so wenig Grund, mir auf meine Eigenschaften oder meinen Besitz etwas einzubilden. Ich will in solchen Fällen gern und bereitwillig das über mich ergehen lassen, was nur der tausendste Teil von dem ist, was du um meinwillen getragen hast.

2. Was tut Jesus weiter, als die Todesangst über ihn kam? Er nimmt seine Zuflucht zum Gebete. Aber nicht zu einem kurzen oberflächlichen Seufzer, einer leichten Erhebung der Seele zum Himmel, sondern stundenlang lag er dem Gebete ob. Stundenlang rang er mit Gott Vater um Erhöhrung seiner Bitte. Ist das nicht bedeutungsvoll? Er hätte es doch in der Gewalt gehabt, aus eigener Kraft eine solche Fülle von Trost und Stärkung über sich kommen zu lassen, daß er der Hilfe seines himmlischen Vaters völlig entzogen konnte. Hauptächlich unfertig machte er von dieser Gewalt keinen Gebrauch. Wir sollten daraus die Lehre schöpfen, in ähnlicher Lage uns in inbrünstigen Gebeten an Gott zu wenden.

Auf menschlichen Trost brauchen wir nicht zu verzichten. Wir dürfen wie Jesus bei unseren Mitmenschen, bei verständigen, erfahrenen, ruhigen Menschen Trost und Erleichterung suchen. Wir dürfen Augen Mitmenschen unser Leid klagen. Christus hat auch geklagt. Er hat uns das hochheilige Recht zur Klage erworben. Wir dürfen namentlich unserem Seelenführer, dem Priester im Beichtstuhl, alles anvertrauen, was unser Herz bedrückt. Ja, wir sollen, wenn Zweifel oder Gewissensbedenken unsere Seele bedrücken, uns dem Priester offenbaren. Der Priester im Beichtstuhl ist der von Gott gesetzte Venker unserer Herzensschmerzen und für diese Fälle mit überirdischen Gewalten ausgestattet. Es wäre sündhaft, weil Stolz und Ueberhebung darin liegt, in solchen Stücken nur auf eigene Einsicht zu vertrauen und fremden Rat und fremde Einsicht abzulehnen. Hinwiederum wäre es Eigensinn, auf menschliche Hilfe und menschlichen Trost allein zu bauen. Denn ach, wie selten vermögen die Menschen

wirklichen Trost und nachhaltige Hilfe zu bieten. Entweder versichern sie es nicht, die rechten Trostgründe darzubieten, oder sie betonen einseitig den einen recht schwachen Trost, während sie andere wirksame Gründe verschmähen. Die Folge ist, daß Traurigkeit und Herzleid nicht gehoben wird, und in vielen Fällen erweitert sich die Wunde und wächst das Leid. Warum genieren sich so viele Katholiken, etwa bei Sterbefällen auch auf die übernatürlichen Trostgründe hinzuweisen, die uns der Glaube an die Hand gibt? Ist das denn nicht recht tröstend, zu sagen: Ihr Mann (Ihr Kind, Ihr Gatte usw.) ist Ihnen in die Ewigkeit vorangegangen, er hat bei Gott ein schönes Plätzchen bekommen, er will auch Ihnen den Weg dazu bereiten. Denken Sie recht daran, dann wird es ein frohes Wiedersehen geben. Oder: Der liebe Gott, der einen jeden von uns und seine Kräfte kennt, hat ihn zu sich an seine Seite genommen, weil er wußte, daß die schlechte Welt nichts mehr für ihn war. Er wäre hier wohl zu Grunde gegangen, die Gefahren der Welt hätten ihn erdrückt usw. Sind das nicht erhebende Gedanken?

3. Danebenher geht als wirklicher Trostspender das Gebet. Aber das inhaltslose, gelegentliche, bloße Lippengebet ist wirkungslos. Es muß ein fetes, d. h. beharrliches, nachhaltiges, nicht müde werdendes Gebet sein, das sich in aller Demut und doch mit vollem Vertrauen an den allmächtigen, allweisen und allbarmherzigen Gott richtet und das dieselben Worte gebrauchen kann, wie sie unser Vorbild Jesus Christus am Delberg benutzt hat: Vater, nimm diesen Kelch von mir, ich kann ihn nicht trinken. Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst. Das ist ein Gebet, das dem Herzen Gottes gleichsam Gewalt an tut, weil Gott Vater in diesem Gebet das Gebet seines geliebten Sohnes erblickt. Und um seines Sohnes willen wird Gott das Gebet erhören und Trost und Linderung ins Wunde Herz senden.

Christus hiet im Delberg als König jeden Knechts und jeden Kneides, als König des

Herzeleid. Er feiert hier, einsam und allein, die erste dreistündige Todesangst seines Herzens. Alles Herzeleid, alle Traurigkeit, allen Widerwillen, alle Melancholie hat er hier getragen in seinem göttlichen Herzen, hat sie als König des Herzeleides geadelt und geheiligt.

Hast du auch ein Herzeleid? Vielleicht eine unglückliche Ehe, ein verlorenes Vermögen, eine langwierige Krankheit, ein totes Kind, ein Kind, das Schande über dich gebracht hat? Dann gehe in deine Kammer, oder gehe zu deinem Heiland im Tabernakel und knie nieder vor dem Kreuze dessen, der im Leben jedes menschlichen Trostes entbehrte, und dann klage Jesus dein Herzeleid. Du darfst ihm sagen: Laß diesen Kelch an mir vorübergehen, ich kann ihn nicht trinken, er ist zu bitter. Bete aber mit Ergebung und sprich das heiligste Gebet, das je ein Mensch gesprochen: Nicht wie ich will, sondern wie du willst. Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden. Dpe.



Die Abendglocke

Als sich der hl. Mönch Augustinus, der erste bedeutende Missionär Englands, von Papst Gregor I. Verhaltensmaßregeln gegenüber den Nationalgebräuchen der Briten erbat, rief ihm der Papst, jene Gebräuche mit Vorsicht und Schonung der Gefühle des Stammes allmählich in ein christliches Gewand zu kleiden.

Dieses weise Vorgehen beobachtete die Kirche nicht nur heidnischen Gebräuchen gegenüber, sondern auch noch in späterer Zeit, wenn sie einem an sich indifferenten Gebräuch eine höhere Bedeutung geben wollte.

Auch das Abkläuten ist erst nach und nach ausgebildet worden. Wenn einzelne Autoren behaupten, die Synode von Clermont (1095) unter Urban II. habe das Abkläuten (und woher auch das am Morgen) anbefohlen und Gregor IX., der durch seinen Friedensschluß mit Friedrich II. bekannte Papst, habe die fromme, fast ganz außer Gebrauch gelommene Gewohnheit wieder anbefohlen und noch dazu das Mittagkläuten eingeführt, so entbehren die bezüglichen Zeugnisse der historischen Begründung. Es ist vielmehr sicher, daß sich das Abkläuten aus einem sehr profaischen Gebrauch entwickelt hat.

Der Ursprung des Angeluskläuten liegt in dem im 13. Jahrhundert in den deutschen Kunststätten allgemein üblichen Feierabendkläuten, das bei Anbruch der Nacht stattfand. Bald verband sich mit der Bedeutung, den Schluß des Arbeitstages anzuzeigen, eine zweite. Das Klängen sollte eine Mahnung sein, vorsichtig mit Licht und Feuer überhaupt umzugehen; deshalb nannte man das Glockenzeichen *pulsus campanae ignitegri* (von *ignem tegere*) „Glockenzeichen zum Feuerdecken“. Ein Anklang an diese Bedeutung hat sich besonders in Kleinstädten bis ins letzte Jahrhundert in dem Nachwächterrufe erhalten: „Bewahrt das Feuer und das Licht.“

So erklärt es sich denn auch, warum gerade das Abendkläuten zuerst Sitte wurde. Entsprechend dem Geiste der damaligen Zeit, welche mit Borliebe und Scharfsinn, freilich oft auch mit Spitzfindigkeit allegorische und symbolische Beziehungen in den einzelnen Gebräuchen suchte, ordnete bereits Johann XXII. an, beim Tone der Feiertagsglocke die Mutter Gottes mit drei Ave zu begrüßen. So mag sich aus dem ursprünglich wohl unterbrochenen Klängen das in den heute üblichen drei Absätzen ausgebildet haben. Wie naheliegend und dem Gefühle des gläubigen Volkes entsprechend die Vorschrift Johannes XXII. war, zeigte sich in dem in Kürze zur heben Gewohnheit gewordenen Gebete beim Abendglockenkläuten.

Einzelne Diözesankonzilien, wie das von Breslau 1331 und das Pariser im Jahre 1346 wiederholten die Mahnung zugleich mit der Bestimmung, die genannten Gebete kundtun für das Wohl der Kirche zu verrichten. Die Breslauer Synode erwähnt bereits das Klängen in drei Absätzen.

Das Morgenkläuten folgte der Einführung

des abendlichen bald nach. Schon 1369 schrieb es eine Synode in Südfrankreich vor, jedoch mit einem bedeutend längeren Gebete, welches, offenbar wegen der Ablehnung an den abendlichen Gebrauch im Provinzialkonzil von Breviers schon im nächsten Jahre auf drei Aven reduziert wurde. Doch bürgerte sich das Morgenkläuten erst am Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts allgemein ein.

Unstreitig kam zuletzt das Mittagkläuten auf, jedoch mit dem Unterschiede, daß es nicht täglich und in anderer Absicht vorgeschrieben war als die Morgen- und Abendglocke. Einige Synoden forderten es zum Andenken an das Leiden Christi nur am Freitage, Papst Sixtus III. 1456 als Mahnung zum Gebete um Abwendung der Türkengefahr; doch war das dreimalige Klängen in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts ziemlich allgemein üblich und von Rom genehmigt.

Keinen wir nun wieder zum Abendkläuten zurück. Selbst erklärte Feinde aller katholischen Gebräuche gestehen zu, daß gerade das Glockenzeichen zu einer Tageszeit, zu der sich die ganze Natur zur Ruhe rüstet, mit einer ganz eigenen Macht auf das Herz wirke und ihm Trost und Beruhigung bringe.

Auch die Poesie hat die Abendglocke öfter verherrlicht; so z. B. Uhland in dem schönen Gedichte: „Der Waller“:

Reget sich die Abendglocke,
Lönt es rings die Gegend nach,
In den Tälern, auf den Höhen,
Werden alle Glocken wach,
Und es schweigt die Meeresswoge,
Die sich eben brausend brach,
Und der Fischer kniet am Ufer,
Bis er still sein Ave sprach.

Es berührt uns in diesen Versen wie in so vielen andern das zarte Verständnis, welches Uhland dieser sinnvollen Einrichtung der katholischen Kirche entgegenbringt. Die Abendglocke ist in der Dichtung fast schon zum Sinnbilde des Friedens geworden. Um ein friedensatmendes Abendbild zu zaubern, wird sehr oft bei den Dichtern das Abendkläuten verwandt. Selbst den Kontrast zwischen Krieg und stiller Ruhe zeichnet der Dichter in den Rolandsliedern durch Entgegenstellung von Geläute und Schwerterklang.

Selbst die Bühne hat die Wirkung der Abendglocke in Anspruch genommen. Wahrhaft herrlich ist die Stelle, wo in Salms „Wildfeuer“ beim Klänge der Abendglocke der übermütige Rene-Renate fromm zum Ave mitten im düsternden Forste die Hände faltet.

Unbekannt, aber immer wieder mit sozusagen elementarer Anziehungskraft wirkend ist der Chor: „Schon die Abendglocken klangen“ aus dem „Nachtlager von Granada“.

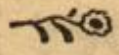
Religiös gestimmte Menschen aber mutet das Abkläuten wie eine Mahnung von oben an: „Friede den Menschen“. Erinnerung ist uns doch täglich an die Menschwerdung dessen, bei dessen Geburt die Engel „Friede den Menschen“ sangen.

Kardinal Bourne

über das Ergebnis des Krieges

Während so viele Amtsbrüder des Kardinals Bourne von London das Ergebnis des Weltkrieges als ein Sinken der Moral des Volkes beklagen, ist der Kardinal in seinem diesjährigen Fastenhirtenbrief voller Optimismus: Nach „Catholic Times“ findet er unter der Oberfläche des Lebens der Gegenwart einen von Gott kommenden Sauerreife schaffenden. Es scheint nach ihm ein Gebot des Fortschrittes, daß die großen Veränderungen zum Bessern begleitet sind von vielem Leid und Schmerz, und man kann schon jetzt es voraussagen, daß der Krieg zu seiner Zeit einen tiefgehenden sozialen und politischen Umschwung herbeiführen wird. Die Menschen prüfen ihr Unglück und ihre Beschwerden näher und bringen sie klar zum Ausdruck. Seit Menschengedenken gab es noch keine Zeit, wo man mehr nach dem

Aufbau der Gesellschaft geschrien und mehr nach den Mitteln zur Abstellung der politischen und sozialen Mißstände verlangt hätte. Weltgreifende Reformen werden daher nicht ausbleiben. In den Augen des Kardinals werden mehrere Reformer jetzt zusammen stehen: „Catholic Times“ schließt mit dem Wunsche, daß der dem Individuum und der Gesellschaft und den Völkern daraus erwachsende Nutzen reichlich die Verluste des Weltkrieges aufwiegen möge.



Eine Missions-Enzzyklika

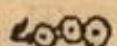
Ist das am 30. November 1919 von Papst Benedikt an die Bischöfe des Erdbereiches gerichtete Apostolische Rundschreiben *Maximum illud*, in welchem der Papst eine Reihe höchst dringender Missionsprobleme darlegt und deren Lösung in eine Richtung weist, für die sich deutsche Missionskenner seit Jahren eingesetzt haben. Die päpstliche Kundgebung hat daher in den deutschen Missionskreisen begeisterte Aufnahme gefunden und wird noch auf lange Zeit hinaus den Gegenstand fruchtbarer Erörterungen bilden.

So will der Papst, daß mit der bisherigen Praxis des Missionsmonopols für die den einzelnen Orden zugewiesenen Missionsgebiete gebrochen und zur baldigen Christianisierung des Gebietes eine ausreichende Zahl männlicher und weiblicher Missionsgesellschaften, wenn nötig auch fremder Nationalität, herangezogen werde. Die Bischöfe eines Missionslandes sollen ihrer solidarischen Verantwortlichkeit in vielen Fragen eingedenk sein und öfter Besprechungen über ihre gemeinsamen Missionsaufgaben halten. Die einheimischen Geistlichen sollen eine der abendländischen ganz gleichwertige Bildung erhalten, die sie zur Uebernahme aller, auch der höchsten Kirchenämter befähigt. Sie sollen also nicht als eine Art Hilfsklerus betrachtet werden, sondern den Missionaren in jeder Hinsicht gleichstehen. Die Glaubensboten werden ermahnt, sich des katholischen Namens würdig zu zeigen, indem sie einzig ihrem rein religiösen Berufe leben und sich davor hüten, als politische Agenten ihres Vaterlandes die Lauterkeit ihres apostolischen Wirkens zu trüben. Scharf geht der Papst ins Gericht mit gewissen Veröffentlichungen, in welchen die Missionsziele mit Bestrebungen nationalen Eigenmutes verquickt werden.

Die katholische Welt schuldet dem gegenwärtigen Papste besonderen Dank für diese Beurteilung der Politisierung des Missionsdienstes, die seit Jahrzehnten eine unfehlbar große Gefahr bildete. Ist ja doch weltbekannt, daß in der Presse eines bestimmten Landes dessen Missionare als die einfluhrreichsten Agenten für den politischen Einfluß ihres Vaterlandes in den Missionsländern mit der größten Ungeniertheit bezeichnet wurden. Für die berufliche Ausbildung der Glaubensboten fordert der Papst, daß man sich nicht mit geringem zufrieden gebe, sondern sowohl in den theologischen wie in den Profansächern, ganz besonders in der Sprachkunde, erstklassige Leistungen anstrebe. Deshalb soll am Propagandakolleg ein Lehrstuhl für Missionswissenschaft errichtet und das vom Papst gegründete Orientalische Institut von dem im Orient tätigen Orden eifrig beachtet werden. Damit aber die Missionsfront ihren vielfältigen Aufgaben gerecht zu werden vermag, soll man in der Etappe die erforderlichen Kräfte und Mittel mit vermehrtem Eifer sammeln. Die Diözesanbischöfe brauchen durch die Pflege der Missionsberufe in ihren Seminaren keine Benachteiligung zu fürchten, sondern werden dadurch auch für ihren eigenen Sprengel umso tüchtigere Kräfte gewinnen.

Die Missionsvereine, unter denen die Vereine der Glaubensverbreitung und der Kindheit Jesu namentlich aufgeführt werden, soll man aufs eifrigste pflegen und ebenso wie die neue Missionsvereine die des Klerus in allen Distrikten verbreiten. So ergreift der hl. Stuhl inmitten der gewaltigen Wandlungen der Gegenwart

die Initiative zu einer der Zeitlage entsprechenden Hebung des gesamten Missionswesens. Es ist keine Liebertreibung, wenn man die neue Missionsenzyklika als einen Markstein in der Geschichte des katholischen Missionswesens bezeichnet.



Aus dem Testament eines braven Mannes

Von H. Frings.

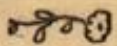
Ich befehle meine Seele Gott dem Herrn und meinen Leib der Mutter Erde. Alle, die ich irgendwie gekränkt habe, bitte ich um Verzeihung, allen, die mir freundlich begegnet sind und mir Gutes getan haben, sei herzlichst „Bergelts Gott!“ gesagt. Ich trage niemandem etwas nach und wünsche jedem nur Gutes.

Frühe Schätze zu erwerben, was mir nicht bestimmt, ich kann also auch keine hinterlassen. Den Teuersten von meinen Lieben vermache ich meinen fröhlichen Glauben und meines Herzens Zufriedenheit.

Ich wünsche, daß meine Kinder solange als eben möglich mit der Mutter in Frieden zusammenbleiben, der ich unbeschränkte Verfügung über alle meine Habe übertragen habe. Einigkeit macht stark, was einem allein zu schwer, wird vereinten Kräften leicht. Mein Segen soll meine Kinder begleiten, wenn sie in der Liebe zur Mutter verharren, mein Fluch, wenn sie derselben Tränen ausdrücken. Kinder können einer Mutter nie all ihre Liebe vergelten.

Alles Gut der Welt kann den Frieden des Herzens und die Ruhe eines guten Gewissens nicht aufwiegen. In guten Tagen seid nicht übermütig und gedenket der Armen und Elenden in Unglück und Leid. Vertraut auf Gott, er wird immer denjenigen helfen, der guten Willens ist. Nehmt Rat an von guten, verständigen Menschen, schließt euer Leid nicht immer verschwiegen in des Herzens Kämmerlein ein, geteiltes Leid ist halbes Leid. Habt immer guten Mut und Gottvertrauen. Er wird schon alles zum Besten lenken. Ein fröhlicher Glaube vermag Berge zu versetzen.

Ich wünsche solange zu leben, bis ihr auf eigenen Füßen stehen könnt, denn mein Leben gehört euch und eurem Glück. Nehmt das Gute in mir als unerbauertes Erbeil und behaltet mich ein wenig lieb, wenn ich von euch gehe.



Mehr Güte braucht unsere Zeit

Mehr Güte im täglichen Leben; mehr Güte in den Meinungsverschiedenheiten bei gleicher Grundanschauung. — die Polemik unserer Tage ist verdröhrt, ein wüster Ton klingt so oft aus dem Streite der Geister. Nur Güte macht tolerant. Die echte Toleranz aber besteht darin, daß man jede Persönlichkeit achte, sich in die Eigenart des Nebenmenschen versetze, sich seine Seelenstimmung vergegenwärtige. Man muß sich hinein-fühlen in die verschiedenen Einzelseelen mit ihren so verschiedenen Lebensgeschichten, sich in die Lage und Anschauung des andern hinein-denken, nicht den eigenen Gesichtspunkt einseitig festhalten, sondern die eigene Engherzigkeit durch Aufnahme und Würdigung fremder Auffassungen erweitern.

Man redet so viel von „allgemeiner Menschenliebe“, und die Güte, den äußeren Ausdruck der Menschenliebe, kennt man nicht. Der moderne Herrenmensch, der Ellenbogenmensch, der sich durchzusetzen weiß und ginge es über Leichen, der rücksichtslose Streber, der von keinen Skrupeln und Zweifeln geplagt wird, der zu allem fähig ist, wenn er es ungestraft tun kann, und der doch jeden, der an seiner „Ehre“ zu tasten wagt, ohne mit der Wimper zu zucken, im Duell über den Haufen schießt — das ist ein trauriger Typus der Zeit.

„Menschenliebe ist eine Phrase ohne Inhalt geworden. Die Volkenschwaden oder Unklar-

heit und Dabheit sind heute so dicht, daß selten nur ein Blick klarer Erkenntnis sie erhellt.

Das moderne Persönlichkeitsideal, das Nietzsche am schärfsten vertreten hat, ist eine einseitige Entwicklung des Machtwillens, des Größenwahnes. Dieser Typus ist der Fluch der Zeit, er hat es verschuldet, daß wir mit dem Dichter klagen müssen: Ach die Welt ist reich an Uebeln, doch an Liebe bettelarm.

Langsam bricht sich endlich die Ueberzeugung Bahn, daß uns nichts wahrhaft helfen könne als innere Erneuerung, daß nur von innen heraus ein neues Heil der Menschheit kommen kann. Daher der Ruf nach einer ethischen Innenkultur.

Soll es aber mit der Bereicherung des inneren Lebens wirklich ernst werden, dann muß zuvor das göttliche Evangelium der Güte mit lauter Stimme verkündet werden; denn Güte ist die Hochschule der Persönlichkeit.

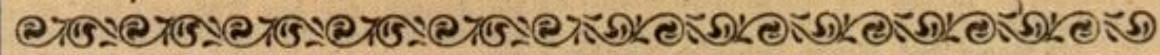
Güte gibt erst den Besitz der Persönlichkeit, denn Güte ist eine Frucht der Selbstüberwindung. Güte entwickelt die Persönlichkeit und entfaltet voll ihre Kräfte, zur vollen harmonischen Entwicklung gelangt die menschliche Persönlichkeit erst durch die Güte.

Die Güte ist unter allen vornehmen Eigenschaften, die ein Mensch besitzen kann, die vornehmste. Güte verrät eine vornehme Seele, Aristokratie des Geistes, vollständige Noblesse des Willens, Denkens, Handelns; sie ist ein unendlich feinerer Beweis des guten Tons als ein tadelloser Kompliment, als eine wohlgeschulte Redeweise und ausgesuchte Höflichkeit.

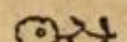
Menschen, die immer nur kalt und lieblos nörgeln am Mitmenschen, tragen den Mangel der Persönlichkeit offen zur Schau. Die Güte ist darum eines der wichtigsten Kriterien bei der Menschenbeurteilung.

Güte ist auch das Zeichen, daß wir nach Gottes Ebenbild erschaffen sind. Schon ein Deide des Altertums hat das Wort geschrieben: „Der Mensch wird nie besser Gottes Nachahmer, als wenn er der Rettung der Mitmenschen sich hingibt.“ Und Papst Leo schreibt: „Wir sind darum nach Gottes Bild geschaffen, daß wir des Schöpfers Nachahmer seien, und unsere Würde ist es, wenn in uns, gleichwie in einem Spiegel das Bild der göttlichen Güte widerstrahlt.“

Die Güte zeigt den Menschen von der edelsten Seite. „Wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird der Geist, ja das Genie und ebenfalls die Schönheit überstrahlt und verdunkelt von der



Güte des Herzens“, sagt Schopenhauer. Und der berühmte Schweizer Biliu schreibt: „Die vollkommene abgeklärte Güte ist das Höchste, was der Mensch erreichen kann.“ H. C.



Großstadt

Von Hans Gäßgen.

In einer Kunsthandlung in der Hauptstraße einer großen Stadt steht ein Bild im Schaufenster, ein Meisterwerk von Altmeister Hans Thoma. Es spricht vernehmlich von Waldbesuche, ziehenden Wolken und sanft-verblauender Ferne.

Die Menschen hasten vorüber. Ich frage einen, wohin er eilt.

In eine hochwichtige, politische Versammlung will er, wie alle die andern, die in Scharen durch die Straße stürzen.

Da reden sie und diskutieren und wollen, die Welt verbessern.

Und können es nie und nimmer.

Hier aber hat einer die ewigen Dinge eingefangen in ein kleines Bild, und die vorüberhastenden, verstehen seine Sprache nicht mehr. Sie wollen heraus aus dem Elend der großen Städte und sehen nicht, daß hier einer spricht, der den rechten Weg weist. Einer, der mit Wiesen, Wald und Strom vertraut ist, der zu Baum und Strauch „Bruder“ sagt.

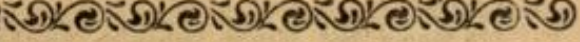
Geht hinaus in die freie Gotteswelt und befragt Wolken und Winde. Die wissen Euch bessere Antwort zu künden, als Menschenmund, und meinte er auch tausendmal Euer Bestes, Euch jemals wird sagen können.

Rauchgeschwängerte und Bierdunstverpestete Gäle, Kinos und Kabarets werdet Ihr draußen vergeblich suchen.

Aber muß es denn immer Lärm, Rauch und Schwall sein, womit Ihr eure Ruhestunden erfüllt? Können Euch wogende Felder, dämmernde Wälder, kann Euch die scheidende Sonne denn gar nichts mehr sagen? Ist die Saite in Eurer Seele verstummt, die der Ansel Abenddang beglückend erklingen läßt?

Es geht ein Ahnen durch unsere Zeit, ein Ahnen des falschen Weges, der uns verdarbt und uns weiter verdirbt wenn wir ihm fernere folgen. Möchte das Ahnen zur Gewißheit werden. Die Großstadt hat unsern Kindern den Frohsinn genommen, der Großstadt geküßt es nach unserer Seele.

Zurück zu den ewigen Dingen!



Ehre

Erzählung von Heidealis.

10) Jetzt dagegen, wo Bernhard jedes Ding und jedes Wort auf die Goldwaage legte und dazu wie ein Kommunionkind ängstlich und gewissenhaft war, konnte er ihn unmöglich in seine Karten blicken lassen. Nicht, als ob er ein unreeles Spiel gespielt hätte — er handelte nur nach dem Brauch der Welt, nach dem jeder Vorteil erlaubte war, der einen nicht mit den Gesetzen in Konflikt brachte.

Und darum hatte er auch seinen Sohn kühl abgewiesen. Er habe sich allerdings bei den laufenden Tagesgeschäften eifrig und brauchbar erwiesen — aber für den Großhandel wie für Börsengeschäfte könne er ihm keine Hilfe, sondern nur eine Hinderung sein.

Ja, schließlich war es zwischen Vater und Sohn so weit gekommen, daß der erstere erklärt hatte, er sehe davon ab, den Sohn ferner in seinem Bankgeschäft zu verwenden — er würde es als Geschäftsmann nie zu etwas Tüchtigem bringen und schwerlich als solcher aus eigenen Mitteln imstande sein, den eigenen Herd zu gründen und ein ganz armes Weib an denselben zu setzen.

Wolle er also von seiner romantischen Idee, um die Pächtertochter auf dem Gute seiner Mutter zu freien, nicht abstecken, dann solle er doch lieber sehen, ob sein Pinsel ihm nicht sein Brot schaffe.

Der Kommerzienrat hatte es spöttisch gesagt, und vielleicht hätte Bernhard die Redeweise seines Vaters als den Ausdruck seiner augenscheinlich sehr gereizten Stimmung genommen, wenn ihm die tiefe Sorgenfalte auf besserem Stirn und besonders die Niedergeschlagenheit seiner Mutter nicht gesagt hätte, daß es wohl wirklich eine ernsthafte Geschäftskrise gab. Ja, vielleicht kamen dem Sohne sogar beängstigende Zweifel, ob es dabei nicht Dinge gäbe, die nicht ans Licht gezogen werden sollten.

Es war wahr — seit seiner wunderbaren Rettung dachte und urteilte Bernhard nicht nach der Welt Art, und seit er mit der schlichten, frommen Bedert'schen Familie ihr einfach schlichtes Leben gelebt, da hatten Schein und äußerer Glanz ihre fesselnde Macht für ihn verloren, während seine Eltern durch ihrem neuen Titel und größeres Ansehen in der Gesellschaft noch mehr davon hingenommen waren, also sehr schwer die Wüter müssen würden, die in der Welt so viel Geltung hatten, daß wohl die Furcht gerechtfertigt war, ob sie, ihren Verlust abzuwenden, nicht einen zu hohen Preis zahlen möchten.

Es mochte schon sein — Bernhard gab dem Vater recht damit —, daß er kein Talent zu einem Geschäftsmann habe, allein in diesem Falle würde er sicher seine ganze Kraft und

seinen ernstesten Willen eingelegt haben, die Geschäftslage, wie alles, was zu ihr in Beziehung stand, klar zu erkennen, und so schmerzte es ihn aufrichtig, daß sein Vater ihn so brüsk zurückwies.

Ueberhaupt empfand es Bernhard schwer, daß er zum ersten Male im Leben in einen ernstlichen Konflikt mit seinen Eltern gekommen war. Wenn der junge Mann zurückdachte, so rief er immer und überall auf die nachsichtigste, zärtliche Liebe von Vater und Mutter. Er war ihr Stolz, ihre Freude gewesen, um ihn hatten sich sozusagen alle ihre Hoffnungen gerankt. Wie oft hatten ihm beide Eltern versichert, daß sie für ihn strebten und arbeiteten, daß sein Glück das ihrige sei; und bisher hatte er wahrlich keine Ursache gehabt, auch solche Versicherungen für Schein zu nehmen.

Erst jetzt erkannte er, daß ihre große Liebe zu ihm mit viel Eigenliebe vermischt war. Solange er ihre Wege gegangen, gesucht und erstrebt, wäre nichts gewesen, was sie ihm verweigert haben würden, und hätte er sich in dem Strudel der Welt viel mehr noch verlieren wollen, sie hätten nichts dagegen getan, solange die Welt nicht aufhörte, ihn einen schneidigen, jungen Mann zu nennen und ihn als ihren Liebling zu behandeln; daher war's geschicklich, daß seine Abkehr von dem nutzlosen, frivolen Leben seiner Jugend weder rechte Freude noch irgendwelche Anerkennung gefunden.

„Was fällt dir ein, Bernhard, du bist ja mit sechsundzwanzig Jahren der rechte Philister“, so hatte sein Vater gesagt, als er statt mit Rechnungen und Geldforderungen zu kommen, erklärt hatte, mit den ihm gewährten Mitteln sehr gut auszukommen.

Und ebenso gut wußte Bernhard, daß seine Mutter sich betrübte, daß sein Name beim Sport nicht mehr genannt wurde.

Auch mit ihrem Sohn hatten sie, wie mit ihrem Reichthum und ihrer Stellung vor der Welt prahlen wollen, darum auch mit ihm hoch hinaus gethollt, der Vater ihm durch Fanny Goldstein ungeheuren Reichthum sichern, die Mutter ihn durch eine vornehme Heirat mehr in die Kreise des Adels bringen — und so selber höher und geehrter in den Augen der Welt dastehen wollen.

Wäre es anders, wie hätten sie ihre Einwilligung zu seiner Heirat mit Magda Bedert versagen und wie tun können, als ob er sie aufs tiefste beleidigt, daß er die Braut nicht wählte, die sie ihm aus rein äußeren Gründen ausgesucht?

Es waren das bittere Gedanken für den jungen Mann, und das umso mehr, je mehr er merkte, daß sie sich ernstlich kümmerten, nicht allein, weil sie ihm grollten, sondern schwere Wolken ihren Wohlstand bedrohten. Hatte doch der Vater des Sohnes Heirat mit Fanny Goldstein, der Millionärin, mit dem Hinweis begründet, daß ihr Haus des Geldes bedürfen könnte, um sich zu halten. Allerdings glaubte Bernhard nicht an solche Möglichkeit. Er hatte ja gesehen, daß das Geld bisher überhaupt keine Rolle gespielt, das heißt, daß es stets überflüssig vorhanden gewesen. Auch war ja das herrliche Politz erst kürzlich seiner Mutter von seinem Vater als Namenstagsgeschenk verehrt worden, und Bernhard wußte, daß seine Mutter außerdem infolge der großartigen Geschenke, die ihr bei jeder Gelegenheit von dem Gatten verehrt worden waren, — gar nichts von den herrlichen Brillanten zu sagen, die sie besaß, — auch ein bedeutendes Barvermögen ihr eigen nannte.

Käme es also wirklich zu einer Krisis durch irgendwelche Geschäftsalarmitäten, würden sie durch den Besitz seiner Mutter ganz sicher glücklich zu überwinden sein, freilich nicht ohne Gramen und Stöhnen. So einfach und bescheiden seine Mutter auch ihre Kindheit und Jugend verlebte, — sie würde jetzt meinen, fürchtbar zu entbehren, wenn ihr Luxus auch nur in etwas beschnitten würde.

Tod, wie dem auch sein mochte, jedenfalls wollte Bernhard Römer die Zeit ausnützen und die ihm gewährte Freiheit dafür verwenden, wozu sein Vater ihm selber geraten, wenn

auch in spottender Weise, das heißt sein Talent vollends auszubilden.

Die Kunst war ja von jeher sein Lieblingsstudium gewesen und er wußte, daß er sich sagen durfte, über den Dilettantismus weit hinaus zu sein. Hatte doch seine Landschaft auf der letzten Ausstellung viel Beifall gefunden — und seitdem war sein Können noch bedeutend gewachsen. Konnte er also nicht hoffen, daß er wirklich in Stande sein würde, sich durch seinen Pinsel den Verd zu setzen und es auch einer armen Frau daran behaglich zu machen, und das umso mehr, wenn diese Frau Magda Bedert hieß und lieb, bescheiden und einfach war?

Solche Aussicht konnte ihn wohl stärken und trotz allen Gewölk frisch und freudig erhalten.

War auch Vater Bedert etwas streng mit ihm verfahren, indem er keine Liebeslei gestatten wollte, bis sich Bernhard die Einwilligung seiner Eltern zu der Verbindung errungen, in welchen Begriff der gute Pächter allen mündlichen und schriftlichen Verkehr der jungen Leute einschloß, so wußte Bernhard doch, daß Magda Herz treu wie Gold war.

So mußte er sich ja wohl geduldig in die Probe- und Prüfungszeit fügen.

Endlich würde sich ja doch alles lichten, haben wie bräuben.

Vor Bernhards Augen stand die letzte liebe Abschiedsszene, Hand in Hand, eines in des andern Augen lesend, was sie empfanden und wie lieb sie sich hatten, so hatten sie in der Zelängerleiberlaube selbender gefessen, und es hatte nichts ausgemacht, daß Vater und Mutter Bedert und die jüngeren Kinder dabei gewesen.

Wie Gott in ihre Herzen sah, so konnten es Eltern und Geschwister, und wenn er auch keinen Kuß auf die reinen, jungfräulichen Lippen des jungen Mädchens gedrückt und keine Schwüre ewiger Liebe getauscht hatte, ihm wurde es allemal warm und glücklich zu Sinne, wenn er dieser letzten Stunde des Beisammenseins gedachte.

Die Liebe, die sich ihm geschenkt, sie blieb in Ewigkeit sein eigen.

Es gingen schlimme Gerüchte über das Bankhaus von Römer. Es hätte es keiner für möglich gehalten; aber war es nicht immer so, daß der schlaue Geschäftsmann noch kurz vor dem Krach durch größeren Aufwand und Draufgehenlassen Sand in die Augen zu streuen suchte!

Allein, nun verkündeten es beinahe schon die Späßen auf den Dächern, daß es mit dem Glanz und der Herrlichkeit des Hauses Römer aus und vorbei war; denn der, der das Gerücht verbreitete, konnte es wissen, — war's doch der Bankier Goldstein — und der war durch lange Jahre ein Freund des Kommerzienrats und sah ihm genau in die Karten, weil er noch viel geriebener war.

So blieb wohl kein Zweifel, daß das Kriseln über kurz oder lang ein Krachen geben würde, und die kluge Welt beizeiten ihren Rückzug zu beden und das sinkende Schiff zu verlassen hatte.

Schade darum; es hatte sich so gut gegessen und getrunken bei den Römern, denn das Leben und Lebenlassen hatten sie verstanden.

Freilich, der Sohn des Hauses hatte schon länger nicht mitgetan; war's, weiß ihm nicht solide genug in der Geschäftspraxis des Vaters zugegangen — er sollte ja wohl fromm geworden sein? — oder hatte er sich an der Kunst einen Narren gefressen? Wollten doch die Leute wissen, daß er kaum noch aus seinem Atelier herauskam — genug, abzufinden hatte man sich von dem Hause Römer.

Anderer freilich waren minder vorschnell. Gibt's Bankrott, wird's doch sicher kein Ende mit Schreden nehmen.

Ein Mann, wie Römer, fällt immer auf seine Füße, und so ist er auch bald wieder im Stande, einen neuen Weltruf zu gewinnen. Wer wüßte nicht, daß die Frau Kommerzienrat ein eigen großes Vermögen und ein prächtiges Landgut besaß; und wer hätte nicht Gelegenheit gehabt, ihre Brillanten zu bewundern?

Würde der Kommerzienrat auch insolvent und ärmer als ein Bettler, daß seine Gläubiger

das Nachsehen oder sich auf sehr geringe Prozente mit ihm zu setzen hatten — mit dem Geide seiner Frau war immer wieder ein Anfang gesetzt und die nächste Saison sah das Haus Römer in neuem Glanze.

Frau, schau, wem! Dreh dich nach dem Binde und richte dich auf alle Fälle so ein, daß dir ein Platz an dem Tische des Kommerzienrats bleibt, wenn er einen behält und zwar in äppiger Weise.

Heute kam der Bankier Goldstein früher als sonst von der Börse heim.

Ein hämisches Lächeln spielte um seinen breiten Mund. Er hatte die Hunde auf die Meute geheßt — wenn Herr Kommerzienrat nicht den sicheren Fond opferte, den er für alle Fälle in die Obhut seiner Frau gestellt, so war er ein bankrotter Mann.

„A, wie sie heute und morgen sein Bankhaus stürmen, wie dem Kommerzienrat der Angstschweiß von der Stirne perlen würde!“

Freilich war das Bankrottspielen heute ein Spiel wie alle anderen, aber für den, der es zum ersten Male spielte, hatte es doch seine ärgerlichen, beängstigenden Momente, und wohl oder übel mußte ein solcher doch, wenigstens für kurze Zeit von seinem hohen Pferde steigen.

Und das gönnte Goldstein dem stolzen Manne, das war seine Sache, daß nicht er, sondern jener sich mit dem Titel Kommerzienrat herausgebuhlt hatte.

Nun, noch war übrigens nicht aller Tage Abend. Hatte sich seine Fanny, das Teufelsmädchen, erst einmal entschlossen, irgend einen adeligen Freier mit seiner Hand zu beglücken, war es ein Kinderspiel für den lieben Papa, den Freiherrnittel zu erlangen. Und deshalb war auch der liebe Papa so froh, daß sich sein Töchterchen ihre Passion für den jungen Römer aus dem Kopfe geschlagen hatte.

Vater Goldstein hatte wirklich nicht begriffen, weshalb sie sich gerade auf ihn kaprizierte — aber waren Weiberlaunen überhaupt zu berechnen?

Gerade, weil er nicht wollte, darum wollte sie, und erst, als er unter das fahrende Volk der Künstler ging, und von der Weltbühne so gut wie ganz verschwand, fing das Fannychen an, wieder etwas vernünftig zu werden und dem spröden Schäfer statt ihre Liebe ihren Haß zu schenken.

„Hahaha“, lachte Goldstein in sich hinein, „ste wird froh sein, daß ihr Wunsch, die Römern zu demütigen, so gut und gründlich in Erfüllung geht; wollen ihr auch deshalb die gute Botchaft nicht vorenthalten.“

Damit trat Vater Goldstein in den Salon seiner Tochter.

Wie Römern nur einen Sohn, hatte Goldstein als Erbin seiner kolossalen Reichthümer nur dieses eine Kind, und da sein Weib ihm schon vor einigen Jahren gestorben, so war Fanny die einzige, die er außer seinen Millionen, und sogar noch mehr als diese liebte.

Sie verstand es, wenn sie wollte, ihren Vater um den kleinen Finger zu wickeln alles von ihm zu erlangen, was sie begehrte, auch wenn es nicht nach seinen eigenen Wünschen, sondern gegen dieselben ging.

„Nun, mein Püppchen“, so rebete Vater Goldstein die geliebte Tochter an, „diesmal wirst du mit deinem Alten zufrieden sein. Morgen um diese Zeit hat das Haus Römer fallirt.“

„Wirklich?“

„Jetzt stieg das Rot in Fannys Wangen.“

„Aber Frau Römer besitzt noch Millionen; sie wird sie hergeben, und alles wird wieder gut sein.“

Der Bankier lachte.

„Wird sie nicht hergeben; dafür ist die Frau Kommerzienrat viel zu klug. Auch ging es ihr ans Leben, wenn sie wieder so arm werden sollte, wie sie einst als Nähmamsell war.“

„Ja, aber er wird sie dazu zwingen.“

„Er, ihr Gatte? Dann hätte er sie ja nicht reich zu machen brauchen, wenn er ihr hinterdrein doch alles nehmen wollte.“

Fanny zuckte ungeduldig mit den Schultern.

(Fortsetzung folgt.)